Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 41

Artikel: Kunstmaler J.L. Rüdisühli

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647793

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gekommen, vom Wasserfluß bedroht, verschrien, die Matte ungedüngt und ausgeraubt, die Bäume gefällt, das Haus verwahrlost, das Dach durchlöchert, daß der Regen auf den Tisch träufelte und der Mond aufs Bett schien, fand das Gut wenig Liebhaber. Der Ratsherr Steiner, bei dem Meinrad und Regina all die Jahre geblieben und gedient hatten, meinte, es gehe um einen Spottpreis weg. Wer die Arbeit nicht scheue und Glück habe, könne es mit den Jahren auf dem Heimen zum gemachten Manne bringen. Wenn sie Lust hätten? Fehlte ihnen nur weniges zum Anfangen, ja fehlte ihnen etwas, aber nicht zu viel, dürften sie ihn darum bitten.

„Gefallen tät mir der Plan schon. Aber das Geld. Wenn wir es Euch immer und ewig schuldig bleiben müßten ... lieber wollte ich vom eigenen Heim nichts wissen. Glück, ja Glück brauchten wir dazu, ein verlottertes Gut aus den Schulden und dem Unrat herauszureißen. Aber wir zwei sind so, daß wir unter Dach stehen, wenn es Glück regnet, wenn's Steine hagelt, dann stehen wir im Wetter."

„Wer seine Flügel lahm läßt hangen, der fliegt freilich nie hoch", antwortete die Schwester. „Ich will das Messer in die Hand nehmen, wenn du willst." ... „Ja", sagte Meinrad. Die Schultern reckend, wuchs er höher, fühlte den Boden unter den Füßen fester werden und das Vertrauen in sich wachsen. „Ja", wiederholte er, sicherer, froher. „Geh du voran. Ich komme nach. Helfen will ich ... Herrgott, es ist mir jetzt schon anpackig in den Armen. Den Wagen schleppe ich, wenn meine wackere Schwester die Richtung angibt."

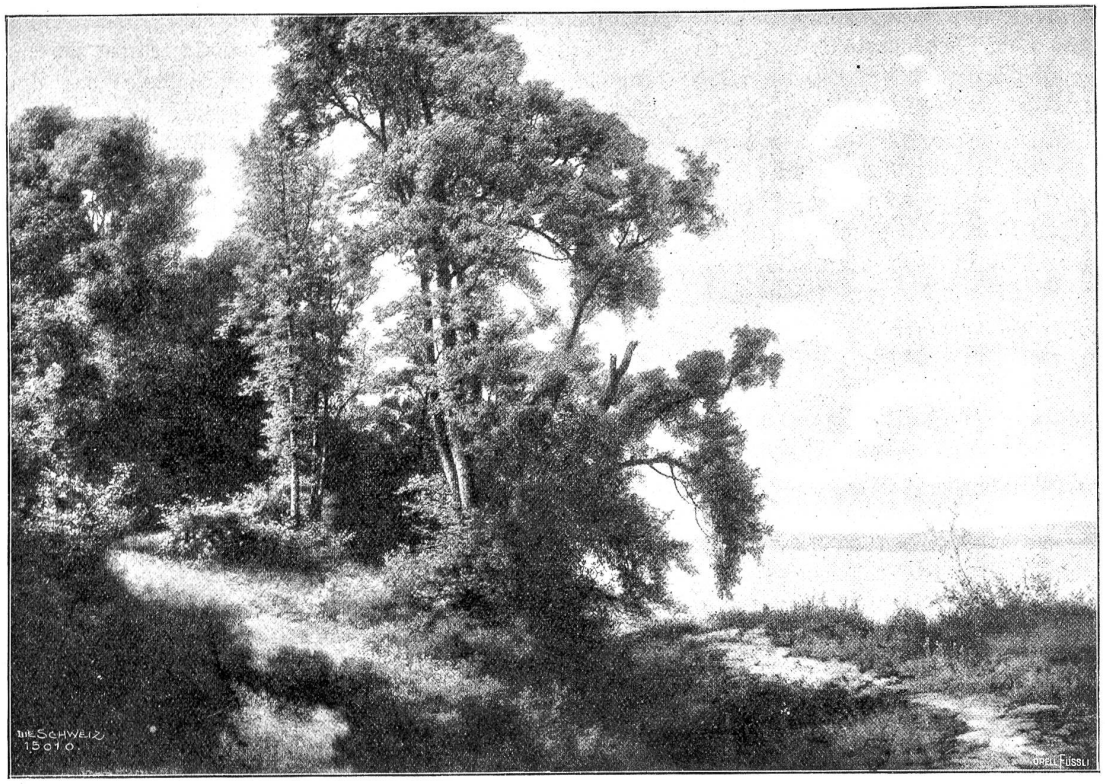
Es war Maria Himmelfahrt und Reginens und Meinrads — sie waren Zwillinge — achtzehnter Geburtstag. Zu Ostern waren sie vom Pfarrer aus der Unterweisung entlassen worden. An diesem Feste legte Regina zum erstenmal die reiche Jungfrauentracht an, die gleiche, die einst ihre Mutter getragen, den silbernen Haarpfeil in den mit roten Bändern geflochtenen Zöpfen, das silberne Filigran-Halsbatti, das goldgestickte Mieder, die baumelnden Brustketten und die blauseidene Schürze, deren Bänder sie hinten zu einer Schleife knüpfte, die um ihre Hüfte flatterte. Auf diesen Tag hatte sich Regina lange gefreut, lange die alten Herrlichkeiten dafür sorgsam aufbewahrt, und wenn sie sich ein Fest machen wollte, nahm sie diese Sachen aus dem Kasten hervor, ließ die farbigen Steine des Geschmeides in der Sonne leuchten und gönnte den Augen den Anblick der leuchtenden Farben, des Goldes und der weichen Seide. Sie wußte: Wenn es sein müßte, könnte sie von Haus zu Haus betteln gehen, von diesen Kostbarkeiten würde sie sich niemals trennen. Als der Vormund nach Mutters Tod ausgeschieden, was zu ihrem Gebrauch mitgegeben und was unter den Hammer kommen müsse, das ihre ein kleines armseliges Bündelchen, das andere hoch aufgeschichtet, war die alte Gotte Mile eben hereingekommen, und ohne ein Wort hatte sie die schönen farbigen Trachtenstücke von dem großen Haufen hinweggenommen und sie zu dem ihrigen gelegt. „Das erbt das Kind, die Tochter. Ja", sagte sie dem Vormund, der über diese Dreistigkeit die Augen weit aufsperrte, „wenn die Schulden so zahlreich wären wie der Sand am Meer, niemand darf darauf einen Anspruch geltend machen." Und seither waren ihr diese Dinge heilig. Der Segen und die Verheißung der Gotte redeten sie aus den roten runden Mündchen der gestickten Rosen und den blauen Augen der Vergißmeinnicht trostreich an. Sie war nur eine alte Jungfrau gewesen. Die wässerig blaue, rauh gerippte Haut ihrer Hände schien ihr zu hart für das weiche Gespinst der Seide, ihr Kopf war beinahe kahl, und der kleine silberne Haarpfeil hing an den wenigen straff über die spitze Stirne gespannten weißen Haarsträngen, aber aus ihrem Gesicht leuchtete die milde Güte.

Also an diesem Tage, Maria Himmelfahrt, gingen sie zum erstenmal von ihrem eigenen Haus und Heimen aus und Regina zum erstenmal in ihrer Jungfrauentracht zur Kirche. Gestern hatten sie, das Herz voll verhaltener stiller Freude, Einzug gehalten. Am ersten Abend im hart erstrittenen Heimen saßen sie eine lange Weile in der Dämmerung beisammen auf der breiten Bank, die um den grünen, hübsch ornamentierten Kachelofen lief. Sie waren beide müde von der Arbeit ... und nicht nur sie, die Arbeit: Die Freude am eigenen Besitz, der Traum eines fernen Glückes, erfüllten beider Herzen mit einer süßen Schwere, die sie auf die Bank niederzog. Der Hausrat war bald verstellt gewesen. Für jedes ein Bett, das jetzt wohl stattlich aussah: Ein weiter, bauchiger, schneeweißer, linnener Bettsack mit knusperigem Buchenlaub gefüllt, das den Kammern den frischen, erdhaften Duft verlieh. Ein Kasten neben jedem Bett, mit bunten Blumen bemalt, Möbel, billig erworben, weil sie jetzt nicht mehr Mode waren. In der Stube ein Tisch, zwei Stabellen und an den Wänden ihre Kommunionandenken. Aber die Stube hatte ihren eigenen Schmuck: Das geschnitzte breite Büfett aus dunklem Rußbaumholz, mit messingenen Beschlägen an Türen und Schubladen, allein der Glanz des Holzes und die verschlungenen, eine Geschichte aus Freud und Leid erzählenden Fasern und Jahrringe staken unter einer fettigen Tünche. Doch, das Büfett würde sie, Regina, bald wieder zum Glänzen bringen, ginge alles so leicht! Und dann der grüne Kachelofen mit den Tellenbildern auf dem Gesimse und die sechs bleigefaßten Fenster in einer Front. (Fortsetzung folgt.)

Kunstmaler J. L. Rüdisühli.

Zum 100. Geburtstag.

Rüdisühli, dessen 100. Geburtstag wir am 13. Oktober feiern, war einer der erfolgreichsten Kunstmaler des 19. Jahrhunderts, ein Mann, der lange Zeit auf dem Kunstmarkt dominierte, so daß begabtere Künstler wie Arnold Böcklin zuerst kaum beachtet wurden. Von einem eigenartigen, starken künstlerischen Temperament kann man bei ihm kaum sprechen. Das ist auch der Grund, warum heute so wenig von ihm gesprochen wird, warum er noch zu Lebenszeiten nach den großen Erfolgen fast vergessen wurde, bis er am 23. November 1918 im Alter von 83 Jahren starb. Respekt aber nötigt es uns ab, wie Rüdisühli sich aus allerärmsten Verhältnissen emporarbeitete und in emsiger Fruchtbarkeit als Landschaftsmaler seine beliebten Bilder schuf. Sie muten uns heute etwas süßlich an, zeigen einen stark pointierten Charakter ins Effektvolle. Am liebsten malte Rüdisühli das Waldinterieur, mit einzelnen grell beleuchteten Partien, mit Moosteppichen und Flechten. Eine gute Reproduktion eines solchen Bildes hängt in meinem



Jakob Lorenz Rüdisühli: Am Genfersee.

Studierzimmer. Trotz aller Mängel und Fehler ist sie mir lieb geworden, läßt sie doch die große Liebe des Meisters zu den stillen, heimeligen Winkeln unserer Heimat erkennen.

Jakob Lorenz Rüdisühli kam am 13. Oktober 1835 im werdenbergischen Dorfe Frümsen zur Welt. Er war das Kind sehr armer Eltern, besuchte in St. Gallen nur die Primarschule, siedelte dann mit den Eltern in deren Heimat Sennwald über, wo die Familie ganz ins Elend kam. Der junge Rüdisühli wurde sogar ins Armenhaus gesteckt und daselbst mit äußerster Strenge erzogen, bis er es nicht mehr aushielt und entwich. Er kam nach St. Gallen, fand endlich eine Stelle als Laufbursche in einer Lithographie. Später zog ihn ein Maler zum Kolorieren von Lithographien bei. Er war auch Storenmaler. Auf der Wanderschaft kam er zunächst nach Schaffhausen, beschäftigte sich dann in der Bleulerschen Kunsthandlung zu Lauffen mit der fabrikmäßigen Herstellung beliebter Veduten vom Rheinfall. Als Kupferstecher war er einige Jahre in Darmstadt tätig. Dann gründete er mit dem Buchhändler Albrecht im Jahre 1861 in Lenzburg eine Kunstanstalt. Das wichtigste Verlagswerk dieser Anstalt ist das Stahlstichwerk „Das Schweizerland in Wort und Bild". Es ist heute noch in vielen Schweizerfamilien zu treffen. Bekannt wurde auch ein anderes Werk mit guten Stahlstichen: „Denkmäler der Weltgeschichte", das Rüdisühli nach seiner Uebersiedelung nach Basel (1868) in Verbindung mit Salamon Vögeli herausgab.

Da lernte Rüdisühli (1873) den berühmten ungarischen Kunstmaler Michael Munkaczy kennen. Dieser erkannte in unserem Manne künstlerische Fähigkeiten, die über jene eines Lithographen und Kupferstechers weit hinausgingen. Er veranlaßte Rüdisühli, sich der Oelmalerei zu widmen, gab ihm Anleitung, wurde später der unermüdliche Mentor des Baslers. Er war es, der ihm Zutritt zum Pariser Salon verschaffte, wo sich Rüdisühli mehrere sehr wertvolle Auszeichnungen holte. Auch andere Kunstmärkte öffneten sich ihm, so Florenz. Selbst aus Australien kamen Auszeichnungen. In Basel war er jahrelang der erfolgreichste und beliebteste Maler. Mit Vorliebe malte er Juralandschaften. Das an landschaftlichen Reizen reiche Kaltbrunnental bei Grellingen (Baselland) hat er malerisch so recht eigentlich erschlossen.

Viele von Rüdisühlis Gemälden lassen einen gewissen Einfluß von Arnold Böcklin erkennen.

Rüdisühli hatte 14 Kinder, von denen drei die künstlerische Ader des Vaters erbten, Hermann, Eduard und Luise. Mehrmals stellten Vater und Kinder gemeinsam aus.

Nachdem der fleißige Mann sich im hohen Alter zur Ruhe gesetzt hatte — er starb am Schlusse des Weltkrieges — fiel er rasch in Vergessenheit.

Zum 100. Geburtstag dürfen wir seiner aber doch mit einiger Anerkennung gedenken. So untüchtig und unkünstlerisch, wie eine Zeitlang Kunstkritiker und Maler behaupteten, ist er denn doch nicht. Manch' heute noch wertvolles Werk entstand unter seinem Pinsel. V.

Sonne ins Haus.

Von Albert Leitich.

Als die Wildgänse im Spätherbst nach dem Süden zogen, da stieg der Engel des Lebens in eine stille Gasse nieder, faltete seine Schwingen vor einer armseligen Kammer und ruhte auf ihrem Fenster aus. In dieser Nacht lag Hannerle in der Wiege unterm niedern Stubendach, als hätten die fremden Vögel es gebracht. Aber wie die Wanderer in Geschwadern weiterruderten, hörte die arme Frau die hellen Vogelstimmen nicht mehr.

Hannerle war mutterlos, und da der Vater ein lokkerer Zeisig, Herumtreiber und Schürzenjäger war, bekam die Nachbarin den Auftrag, das Kind in das städtische Waisenhaus zu bringen ....

Als die Frau das Kleine nach der Stadt brachte, da empfand sie eine starke mütterliche Zärtlichkeit zu dem winzigen Geschöpf, das sie mit fremden blauen Augen ansah. Sie hatte ein Zucken in den Armen verspürt, als die kleinen Händchen nach ihr griffen, und sie, die das Waislein als Vermächtnis der toten Frau herzlich liebte, aber zu arm war, um es bei sich zu behalten, küßte es wie eine rechte Mutter auf die Backen, drückte es fest an sich und reichte es dann der Schwester. „Da, nehmt es, liebe Schwester, und haltet es gut." Dann richtete sie das bunte Kopftuch, ging den hallenden Flur hinab in den Garten, durch den Hof und durch das Tor auf die Gasse hinaus, in das Dorf zurück. — — —